

HANNAH HABERLAND

Letzte Begegnungen

*Eine
Palliativärztin
erzählt*

Eden
BOOKS

gewährleisten, dass Herr Fischer nicht mehr allein blieb?

Otto bestand darauf, sich selbst um Herrn Fischer zu kümmern. Wir gaben ihm schließlich unsere Notfallnummer, damit er uns rund um die Uhr erreichen konnte. Außerdem erklärte ich auch ihm noch mal detailliert die Funktionsweise der Medikamentenpumpe.

»Herr Fischer ...« Ich tippte ihm sanft an den Arm. Er öffnete die Augen. »Wir gehen jetzt. Linda ruft nachher bei Otto an und fragt, wie es Ihnen geht.«

Linda nickte bekräftigend. Sie hatte den Rest der Woche Bereitschaftsdienst, sodass sie etwaige abendliche Anrufe tätigen würde.

»Das ist gut. Kommen Sie mich wieder besuchen?« Er lächelte matt.

Ich überlegte. Eigentlich würde ich nicht unbedingt kommen. Linda würde am nächsten Tag sowieso vorbeifahren und gucken, ob die Dosierung der Medikamente angepasst werden müsste, dafür brauchte sie mich nicht.

»Ja, ich komme Sie wieder besuchen. Morgen.«

»Das ist schön. Da freue ich mich drauf.«

Ich konnte förmlich spüren, wie Linda in meinem Rücken einen Blick gen Himmel schickte. Sie war es gewohnt, eigenständig zu arbeiten, und hatte nur wenig Lust, als mein Anhängsel Patientenbesuche zu machen. Aber da musste sie jetzt durch.

Als wir an der Wohnungstür angekommen waren, zog ich Otto nach draußen. Ich ging davon aus, dass Linda ihn schon vollumfänglich aufgeklärt hatte, aber in solchen Situationen muss man sich oft wiederholen, damit die Botschaft auch ankommt.

»Otto, Martin stirbt«, sagte ich und wählte bewusst Herrn Fischers Vornamen, um eine gewisse Vertrautheit zu schaffen und ihm zu sagen, dass wir mit im Boot waren. Otto begann zu weinen.

»Aber am Wochenende ging es ihm doch noch so gut!«

»Jetzt stirbt er aber.«

»Er sollte ins Krankenhaus!«

»Und dann?«

Otto schluchzte. »Dann bekommt er Blut und Thrombozyten und noch mal eine Bestrahlung«, sagte er trotzig.

»Und stirbt trotzdem. Wahrscheinlich noch schneller als ohne.« Etwas sanfter fügte ich noch hinzu: »Otto, Martin kann froh sein, dass er einen Freund wie Sie hat. Ich verstehe auch, dass das jetzt alles ein wenig plötzlich für Sie kommt. Aber Sie werden an seiner Situation leider nichts ändern können. Niemand kann das. Und er hat ganz klar gesagt, er möchte zu Hause bleiben. Er möchte zu Hause sterben. Wir werden ihm das ermöglichen. Er wird keine Schmerzen haben, aber er wird schwächer werden und es wird nicht mehr lange dauern.«

Otto weinte jetzt hemmungslos. »Ich weiß ...«

Linda strich Otto über den Rücken, woraufhin er ihre Hand nahm und sie fest drückte. Ich bin immer wieder überrascht, wie viel Nähe Menschen, die man gerade erst kennengelernt hatte, in solchen Situationen zulassen.

»Ich rufe Sie nachher an«, sagte Linda zu ihm. Er nickte. Langsam beruhigte er sich wieder.

»Wir gehen jetzt. Wenn Sie irgendetwas brauchen, dann zögern Sie bitte nicht und rufen uns an.«

Otto versprach, sich zu melden, trocknete sein Gesicht mit dem Ärmel ab und straffte sich merklich, bevor er wieder die Wohnung betrat. Schweigend liefen wir zu unserem Auto. In solchen Momenten denke ich immer, dass all das für uns inzwischen Routine ist, da drinnen brach aber gerade für jemanden eine Welt zusammen.

»Du kannst ja allein reingehen«, sagte Linda erwartungsgemäß, als wir am nächsten Tag vor dem Haus des Patienten anhielten. »Ich telefoniere inzwischen. Hier, nimm das mit.« Sie drückte mir Patientenverfügung und Vorsorgevollmacht in die Hand, welche ich noch immer nicht gelesen hatte. Linda hatte sich beides jedoch angesehen und mit »Jetzt wird mir so einiges klar« kommentiert.

Otto öffnete mir die Tür. Er war blass, wirkte aber gefasst. »Das ist Katrin«, sagte er und zeigte auf eine schlanke, kurzhaarige Frau Mitte fünfzig, die gerade mit einem Becher vor Herrn Fischers Gesicht rumfuchtelte. »Sie ist auch eine Freundin.«

Katrin schüttelte meine Hand. »Die Medikamente sind zu hoch dosiert!«, sagte sie ohne Umschweife. »Er schläft fast nur noch.«

Ich seufzte innerlich. Immer waren die Medikamente schuld. Ich übergang ihren Kommentar erst mal und setzte mich auf einen kleinen Hocker direkt vor Herrn Fischer, der noch immer in seinem Sessel saß – oder vielmehr lag.

»Herr Fischer?« Ich berührte ihn sanft am Knie, woraufhin er kurz die Augen öffnete und andeutungsweise lächelte.

»Ah, Doktor Haberland, Sie sind gekommen. Wie versprochen.« Dann schloss er die Augen wieder.

»Heute Nacht war er sehr unruhig«, bemerkte Otto, der etwas hilflos neben mir stand. »Wollte immer aufstehen, dabei hat er keine Kraft mehr.« Otto schluckte. »Ich habe ein paar Mal auf die Taste da gedrückt«, sagte er und deutete auf die Bolusfunktion an der Medikamentenpumpe.

Diese nächtliche Unruhe ist am Lebensende nicht ungewöhnlich. Aber sie ist auch sehr unangenehm für die Patienten. An Katrin gewandt sagte ich daher: »Das sind nicht die Medikamente.« Er stirbt, fügte ich in Gedanken hinzu, aber das zu

sagen kam mir vor Herrn Fischer falsch vor. »Er braucht mehr Medikamente, nicht weniger. Diese Unruhe ist extrem unangenehm, dagegen müssen wir etwas tun.«

»Aber dann schläft er ja nur noch!«, rief Katrin entrüstet. Ich sah sie nur mit hochgezogenen Brauen an.

»Katrin, lass ...« Otto hatte die Situation akzeptiert. Er hatte in den letzten 24 Stunden offensichtlich einen deutlichen Sprung gemacht, was die Einsicht in die aktuelle Lage anging. »Wir machen das so, wie Sie es sagen«, fuhr Otto fort. »Ich bin mir sicher, Sie wissen, was das Beste ist.«

Ja, das wusste ich. Ich passte die Medikation an und fügte eine ordentliche Dosis eines Beruhigungsmittels hinzu. Dann bat ich Otto und Katrin vor die Tür und klärte sie über die Sterbephase auf. Erklärte ihnen, dass sie Martin nicht mit Getränken bedrängen sollten, dass er nicht verdursten würde. Stattdessen sollten sie ihm nur den Mund mit Flüssigkeit aus einer Sprühflasche benetzen. Dann sagte ich ihnen noch, was sie machen sollten, wenn Herr Fischer verstarb. Katrin weinte, als ich ihr das weitere Prozedere erklärte. Die Thrombozytengabe und eine Klinikeinweisung wurden glücklicherweise nicht mehr erwähnt. Daran war in dieser Situation auch nicht mehr zu denken.

»Noch was«, sagte ich in Ottos Richtung. »Sie sollten vielleicht versuchen, ihn dazu zu bewegen, sich ins Bett zu legen. Ich kann Ihnen dabei helfen, wenn Sie es wünschen.«

Otto schüttelte den Kopf. »Das haben wir schon versucht. Er will nicht. Er liebt diesen Sessel.«

Ich nickte. Warum auch nicht. Sie mussten dann nur daran denken, dass sie ihn, wenn er verstorben war, flach lagerten, damit die Totenstarre ihn nicht in einer halbsitzenden Position fixierte. Ich versuchte, Otto diese Überlegung behutsam näherzubringen, was dieser mit einem weiteren Tränenausbruch quittierte. Schließlich ging ich wieder. Herr Fischer hatte die ganze Zeit über geschlafen. Ich wusste, dass es das letzte Mal sein würde, dass ich ihn lebend sah.

Martin Fischer starb in dieser Nacht. Als ich am nächsten Tag zur Leichenschau kam, war seine Wohnung voller Leute. Herr Fischer saß natürlich noch im Sessel, niemand hatte daran gedacht, ihn gerade hinzulegen. Er hatte nicht untertrieben, er hatte wirklich viele Freunde. Otto stellte mir jeden einzelnen vor.

»Frau Doktor Haberland«, sagte ein Mann um die siebzig mit langem weißem Haar, der mich ein wenig an Gandalf aus *Herr der Ringe* erinnerte, »Martin hat sie oft erwähnt. Sie haben sich sehr um ihn gekümmert, nicht wahr?«

Ich errötete. Hatte ich das?

»Äh, na ja, so wie es sich einrichten ließ«, nuschelte ich. Was für eine blöde Antwort, dachte ich noch. Gandalf lächelte jedoch. »Doch, er sagte, dass Sie sich

weit über das vorgesehene Maß hinaus um ihn bemüht hätten. Auch dann noch, als die Versorgung schon längst ausgelaufen war.«

Ich dachte nach. Irgendwie stimmte das ja auch.

Als ich wieder im Auto saß, nahm ich mein Laptop zur Hand und loggte mich in Herrn Fischers elektronische Akte ein. Ich suchte seine Patientenverfügung, die Linda gescannt und angehängt hatte. Als ich sie las, stiegen mir die Tränen in die Augen.

Wenn es keine Aussicht mehr auf Heilung gibt, wenn es keine sinnvolle Therapie mehr gibt, die mein Leben verlängern könnte, so möchte ich nach Hause gehen und dort versterben. Zu Hause möchte ich von einem SAPV-Team betreut werden, so wie es mit Frau Dr. Haberland abgesprochen ist. Sie kennt meine Wünsche und weiß, was in dieser Situation zu tun sein wird. Sie hat hierbei mein vollstes Vertrauen.



Mein Latte macchiato war mittlerweile kalt geworden. Trotzdem rührte ich noch immer darin herum. Herr Fischer - hatte ich Schuldgefühle seinetwegen? Hätte ich mich mehr um ihn kümmern müssen? Oder hatte Linda recht und ich hatte mich zu sehr in die Situation hineingesteigert? War es das? Ich würde es nicht abschließend klären können. Die Situation hatte ja eigentlich einen guten Abschluss gefunden und wirklich oft hatte ich seit seinem Versterben auch nicht über Herrn Fischer nachgedacht. Vielleicht war das falsch. Dachte ich zu wenig über die Patienten nach, wenn sie erst mal verstorben waren? Auch war die Versorgung nicht übermäßig aufwendig gewesen. Emotional anstrengend, ja, aber medizinisch nicht sonderlich schwierig und auch die Angehörigen waren leicht zu führen gewesen.

Fast musste ich ein wenig lachen, als das Gesicht eines weiteren Patienten vor meinem geistigen Auge auftauchte, Herr Özdemir. Ihn hatten wir sehr lange betreut, und seine Angehörigen waren alles andere als einfach gewesen. Ich dachte da insbesondere an eine Begegnung mit seinen Angehörigen, der es trotz aller Tragik nicht an einer gewissen Komik fehlte, auch wenn das Ende dieser Begleitung mehr als unbefriedigend war.

Prost Mahlzeit

Sie haben ihm *was* gegeben?«, fragte ich ungläubig ins Telefon. Ich bin einiges gewohnt, aber in diesem Job werde ich doch jeden Tag wieder aufs Neue überrascht.

»Ayran, Frau Doktor. Und einen Döner.«

»Und einen was?« Ich musste mich noch einmal versichern, dass ich nicht falsch gehört hatte.

»Einen Döner. Aber ohne Zwiebeln. Die mag er nicht.«

»Emre, Ihr Vater stirbt. Jetzt, heute, spätestens morgen. Warum in aller Welt geben Sie ihm einen Döner? Und Ayran? Und wieso wundere ich mich schon den ganzen Tag, dass er sich laufend erbricht?«

»Aber er muss doch was essen, Frau Doktor.« Emre war nicht aus der Ruhe zu bringen.

»Wieso?«, fragte ich etwas bissig. »Damit er nicht stirbt?«

»Na, sonst verhungert er doch!«

Ich sog einmal scharf die Luft ein. Wie oft hatte ich das eigentlich in den letzten Wochen schon erklärt?

»Ach so, und Frau Doktor, den Pflegedienst für morgen können wir abbestellen. Meine Schwester und ich haben den Vater heute gebadet. Er ist jetzt wieder sauber. War etwas schwierig, ihn in die Wanne zu bringen, aber es hat alles gut geklappt, und angezogen haben wir ihn auch wieder.«

Ich wusste nicht, was ich schlimmer finden sollte: den Döner oder die Tatsache, dass sie den sterbenden Mann mit vereinten Kräften in die Badewanne geschleift hatten. Ich versuchte, möglichst geräuscharm meinen Kopf gegen die Tischkante zu schlagen.

»Ist recht, Emre«, sagte ich, als ich mit der Selbstgeißelung fertig war. »Ich sag dem Pflegedienst Bescheid. Und dann komme ich vorbei und wir unterhalten uns mal.«

Ich liebe türkische Familien. Wirklich. Genau wie kroatische. Ich gehe da wahnsinnig gern hin. Der Familienverbund funktioniert in der Regel ausgezeichnet,